

FRANCESCA REECE

Ein französischer Sommer

ROMAN



S. FISCHER



XXL-Leseprobe zu:

Francesca Reece

Ein französischer Sommer

Roman

Aus dem Englischen von

Juliane Gräbener-Müller und Tobias Schnettler

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



FRANCESCA REECE

Ein französischer Sommer

ROMAN

Aus dem Englischen von
Juliane Gräbener-Müller und Tobias Schnettler

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »Voyeur« bei Tinder Press, London.
Copyright © 2021 Francesca Reece

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397068-5

Für meine Mutter, und für Jess

Wir könnten vereinfachend sagen: *Männer handeln* und *Frauen treten auf*. Männer sehen Frauen an. Frauen beobachten sich selbst als diejenigen, die angesehen werden. Dieser Mechanismus bestimmt nicht nur die meisten Beziehungen zwischen Männern und Frauen, sondern auch die Beziehung von Frauen zu sich selbst. Der Prüfer der Frau in ihr selbst ist männlich – das Geprüfte weiblich. Somit verwandelt sie sich selbst in ein Objekt, ganz besonders in ein Objekt zum Anschauen – in einen »Anblick«.

John Berger, *Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt*

Seine Porträts von mir sind ohnehin alles Lügen. Es sind allesamt Picassos, kein einziges davon ist Dora Maar.

Dora Maar

Ja, manchmal ist das Leben eintönig und alltäglich, wie heute, da ich diese Seiten schreibe, um Fluchtlinien zu finden und zu entweichen, durch Breschen in der Zeit.

Patrick Modiano, *Gräser der Nacht*

Als ich an dem kleinen Bahnhof ankam, war die Sonne bereits untergegangen und der Bahnsteig vom schimmernden Blau der Dämmerung überzogen. Ich hatte das Gefühl, tagelang unterwegs gewesen zu sein. Im Laufe des Nachmittags (und der langsamen Entfaltung meines Katers) hatte ich zugehört, wie sich die veränderliche Landschaft Frankreichs vor mir entwickelte wie ein Film: kilometerweit flaches grünes und bräunliches Ackerland; elegante schlanke Pappeln und Kirchtürme; goldene Streifen mit Weizen, die sich bis zum lavendelfarbenen Horizont erstreckten. Sonnenblumenfelder. Dann Berge – schroff, beeindruckend, majestätisch – und danach ein neues Land: Terrakottadächer und gelbbraun gestrichene Mauern; dichte grüne Olivenhaine; kurvenreiche staubige Straßen; Geranien; seichte Tümpel entlang der Küste und die zartrosafarbenen Silhouetten von Flamingos.

Marseille am späten Nachmittag war ein Kopfsprung gewesen – ein Schock – erfrischend. Auf den Stufen von Saint-Charles, auf die ich mich gesetzt hatte, um zwischen meinen beiden Zügen eine Zigarette zu rauchen, wimmelte es von Menschen, und das Stadtgebiet unterhalb des Bahnhofs war unvorstellbar groß, antik. Die Stimmen über Lautsprecher klangen wie Beschwörungen. *Montpellier Saint-Roch, Perpignan, Sète, Barcelone, Genève*. Ich war ein Staubkörnchen dort. Von Marseille aus war es weitergegangen in ei-

nem klapprigen alten Nahverkehrszug, voll mit Familien und Teenagern, die in verschiedene Trabantenstädte und Dörfer unterwegs waren, und zu dieser Jahreszeit auch mit ausgebürgerten Gruppen goldener Pariser in Leinen und Espadrilles. Ich hatte eine Weile gedöst, und als ich wach geworden war, sank die Sonne gerade in den orangefarbenen Horizont. Der Zug war nahezu leer.

Es gab zwei Bahnsteige, und beide waren verlassen, so dass ich aus dem Bahnhof hinaus auf den Parkplatz ging. Die Luft war erfüllt vom Zirpen der Zikaden. Ich warf einen Blick auf mein Handy. Eine weitere Nachricht von Emma, und dann noch eine von einer unbekannten englischen Nummer mit den typischen Tippfehlern und der schlechten Interpunktion eines älteren Menschen, die mich an die Facebook-Einträge meines Vaters erinnerten. *Hi leah. anna hat mir deine Nummer gegeben und komme dich am Bahnhof abzuholen Jenny.* Warum eloquente, redegewandte und umfassend gebildete Menschen ab einem bestimmten Alter ihre Fähigkeit, angemessen zu schreiben, vollständig verlieren, wenn sie es auf einem Handy taten, wird mir ewig ein Rätsel bleiben.

Ich saß auf meinem Koffer und wartete. Der Parkplatz war leer und nur notdürftig von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet. Es war unglaublich, wie schnell ich mich, obwohl ich meine prägenden Jahre in der tiefsten Provinz verlebt hatte, an das ständige Menschengewühl in der Stadt gewöhnt hatte. Ich blickte zu den Tausenden von Sternen auf (vermutlich dieselben, zu denen ich jede Nacht meiner Kindheit hinaufgeblickt hatte) und schauerte unwillkürlich. Ein paar Minuten lang gab es nichts als das Getöse der Insekten und das Rascheln der Pinien im leichten Wind, und dann, ganz plötzlich, die stotternde Explosion in einem Mo-

tor und ein Paar strahlende Scheinwerfer, die die Nacht zerrissen.

Jenny hupte (unnötigerweise; ich hätte sie schlecht verpassen können), kurbelte dann das Fenster ihres verbeulten alten blauen Citroëns herunter und streckte den Kopf heraus. »*Coucou!*« Ihr Französisch klang überzeugend.

Mit entsprechender Begeisterung winkend, nahm ich meinen Koffer. Sie beugte sich über den Beifahrersitz, um die Tür aufzustoßen, und ich kletterte unbeholfen in das Auto. In dem knisternden alten Kassettenrekorder lief Theonious Monk.

Sie wandte mir den Blick zu. »Großer Gott, du siehst ja genauso aus wie ...« Sie schluckte und sagte, um Fassung ringend, mit erzwungener Heiterkeit: »... eine alte Freundin von mir.« Sie lachte kurz auf. »Herrgott. Ich komme mir vor, als hätte ich ein Gespenst gesehen! Entschuldige.« Jetzt ergriff sie voller Herzlichkeit meine Hand. »Das Alter, was? Jenny. Schön, dich endlich kennenzulernen.«

»Leah«, sagte ich lächelnd. Sie strahlte Freundlichkeit aus. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich sofort und auf unerklärliche Weise wohl.

Jenny war recht hübsch, das dicke glatte Haar zu einem unordentlichen grauen Nackenknoten hochgesteckt. Sie hatte ein schönes, markantes Gesicht und trug ein zerschlissenes altes Sweatshirt mit Rundhalsausschnitt, akzentuiert durch eine Bernsteinkette und silberne Ohrhänger. Ihre Hände, die jetzt, als wir losfuhren, das Lenkrad umfassten, waren groß und elegant – Hände, die arbeiten konnten.

»Und wie war die Fahrt?« Bei ihr fühlte sich die Frage auffällig und überhaupt nicht nach beliebigem Smalltalk an.

»Gut«, sagte ich. »Zugfahrten gefallen mir eigentlich immer. Ich beobachte gerne, wie das Land sich verformt und

verwandelt. Es ist so ... meditativ ... *genussvoll* ...« Besorgt, ich könnte hochtrabend klingen, hielt ich inne, sah aber, dass sie mir überschwänglich zustimmte, wozu sie, wie ich noch feststellen würde, einen Hang hatte.

»Ich mag Überlandreisen auch – und ich habe Glück gehabt. Ich konnte den Hippie trail machen, damals, als das noch möglich war. Bin quer durch Europa und den Nahen Osten gefahren, per Anhalter und mit dem Zug.«

»Wow.«

»Ja. Bryan – mein Mann – und ich haben die Reise gleich nach unserer Hochzeit 1976 gemacht. Haben dadurch allerdings den heißesten Sommer, den es im Vereinigten Königreich je gab, verpasst. Das ärgert mich jetzt noch.« Sie lachte. »Du wirst Bryan heute Abend kennenlernen. Er ist auch hier und unser Sohn Tom.«

»Woher kennt ihr Michael und Anna?«, fragte ich.

»Mikey und ich waren damals in der Steinzeit zusammen in Oxford, und seitdem habe ich es trotz aller Mühen nicht geschafft, ihn loszuwerden.« Sie blinzelte, beugte sich vor und trat auf die Bremse. »Diese verflixten Landstraßen.«

Das blasse Schild vor uns leuchtete im Scheinwerferlicht auf. *Saint-Luc-sur-Mer*.

»Ja, perfekt, wir sind richtig – ich bin doch noch nicht senil!« Sie brachte das Auto ruckweise wieder in Bewegung. »Bald«, sagte sie, »wirst du das Meer hören können.«

Das Dorf bestand, Jenny zufolge, aus einem kleinen Platz mit zwei Cafés (dem Café de la Poste und dem Le Bastringue), einer Brasserie, einem *tabac*, einer *boulangerie*, einem Postamt und einem Zeitungskiosk, gleich neben dem Kriegerdenkmal. Am oberen Ende, dem hoch über dem Meer gelegenen Aussichtspunkt, stand eine Kirche, und rund acht

Kilometer außerhalb des Dorfes gab es einen Carrefour-Supermarkt.

»Neun Monate im Jahr ist hier nicht gerade der Teufel los. Um ehrlich zu sein, eher tote Hose«, hatte sie gesagt. »Über den Sommer dagegen wimmelt es hier natürlich von Touristen. Mit dem Zug sind wir nicht so weit von Montpellier oder Marseille entfernt, und entlang der Küste gibt es eine Menge süßer kleiner Orte, die gut mit dem Fahrrad zu erreichen sind.«

Das Haus lag außerhalb des Dorfes in einem kleinen, für Autos gar nicht so leicht zugänglichen Tal (passend zu ihrer direkten Art war Jenny eine extrem gute Fahrerin). Von der Hauptstraße her nicht zu sehen, stand das Haus in einem dichten Pinienhain, dessen süßer Duft, gemischt mit der salzigen Brise, berauschend wirkte, während wir die Auffahrt entlangzuckelten.

»Das ist ja wirklich ein Traum hier, oder?«

Jenny machte ein zustimmendes Geräusch. »Ein Stückchen Himmel«, murmelte sie, während sie am Lenkrad riss, um die scharfe Kurve zu nehmen. Schließlich kam das im Mondlicht silbern erscheinende Haus in Sicht. In der relativen Dunkelheit konnte ich gerade mal die bleiverglasten Sprossenfenster erkennen; und die offenen und von Efeu berankten Fensterläden vor der weißgetünchten Steinfassade. Der schwindsüchtige Motor stieß einen letzten tapferen Atemzug aus, ehe er ins Nichts hinein verstummte, und in der plötzlichen Stille befiel mich ein ziemlich mulmiges Gefühl. Ich stellte sie mir alle um einen Küchentisch oder auf der Terrasse sitzend und Spritz trinkend vor – Michael, Anna und jetzt auch noch Bryan und Tom. Dazu die Jahrzehnte ihrer gemeinsamen Geschichte und Insiderwitze; die Anekdoten über Kontinente und Hauptstädte, die ich

noch nie besucht hatte, über Ausstellungen und Geburtstagspartys von Freunden. Ich war nicht besonders schüchtern, hatte aber immer ein ausgeprägtes Gespür selbst für das geringste Maß an sozialer Unbeholfenheit besessen. Ich versuchte, jegliches Gefühl nervöser Vorahnung zu unterdrücken, und lächelte Jenny höflich zu. »Vielen Dank fürs Abholen.«

»Keine Ursache«, erwiderte sie fröhlich. »Jetzt wollen wir dir mal einen Drink organisieren!«

Ich nickte mit etwas, das nach Begeisterung aussehen sollte, und stieß mit einem Ruck an dem arthritischen Griff die Autotür auf.

Jenny führte mich um das Haus herum (»Den Vordereingang benutzen wir nie«) nach hinten, und als wir auf die Terrasse traten, die durch eine amateurhaft errichtete Holzüberdachung und bewachsene Rankgitter geschützt war, drang Musik von einer knisternden Schallplatte durch die frische Nachtluft. Ich erkannte die sanfte Stimme von John Martyn. Der Tisch war noch übersät mit den Überresten des Abendessens, die quer geteilte Tür stand weit offen, und als wir näherkamen, war über die Musik hinweg Annas Stimme zu hören. Ich wappnete mich.

Die Hintertür führte direkt in die Küche, und mein Herz setzte für einen Schlag aus, als ich sah, wie perfekt der Raum dem entsprach, was ich vorausgeahnt hatte: von alten Töpfen und Pfannen gesäumt, ungleichmäßig mit abgetretenen Terrakottafliesen ausgelegt und auf charmante Weise an der Grenze zum Heruntergekommenen. In den schäbigen Steinwänden waren Löcher und Risse, und die Küche war die Art von altem Raum voller Ecken und Nischen, in dem Schatten unbekümmert über Arbeitsplatten und bleiverglaste Flügel Fenster fallen können.

»*Coucou!*«, sang Jenny wieder und warf den Autoschlüssel auf den Küchentisch.

»Da bist du ja wieder!« Anna, die Sekunden später in der Tür erschien.

In den paar Wochen seit unserer letzten Begegnung war sie beneidenswert braun geworden und hatte jetzt das strahlend gesunde Aussehen, von dem man als Stadtbewohnerin ganz vergaß, dass es überhaupt möglich war. Sie zog mich in eine ihrer typischen Umklammerungen nebst einer Wolke aus süßer Feige und dem Geräusch klimpernden Schmucks.

»*Apéro?*«, fragte Jenny über unsere Begrüßung hinweg.

»Bitte!«, antwortete ich, etwas zu eifrig: ein Konterdrink, Mut antrinken etc.

Nachdem die Drinks gemixt waren, gingen wir weiter ins Wohnzimmer, das ebenfalls nahezu eine Kopie dessen war, was ich mir vorgestellt hatte. Es wurde beherrscht durch einen dieser großen altmodischen Plattenspieler, der in einen Ständer aus poliertem Holz eingebaut und von Schallplattenstapeln umgeben war. Grobe Steinwände. Abgewetzte, nicht zusammenpassende Sofas und riesige, mit orangefarbenen und olivgrünen Überwürfen drapierte Sessel. Ein mit zerlesenen Taschenbüchern bestücktes Regal neben dem anderen.

Als wir ins Zimmer kamen, brachen die drei Männer ihr Gespräch ab, und ich fühlte mich etwas unsicher, bis der eine, den ich für Bryan hielt, aufstand und mir mit derselben Herzlichkeit wie zuvor seine Frau die Hand schüttelte. Er war klein und stämmig und hatte einen grauen Bart und Lachfältchen, die sich in die Winkel seiner freundlichen blauen Augen eingegraben hatten. Er sprach mit einem leichten westenglischen Akzent. Neben ihm saß Tom, den ich bei Mitte dreißig ansiedelte und der kurz geschnittene

Haare und eine kleine silberne Creole im rechten Ohrläppchen hatte. Er bewegte sich so anmutig wie ein Tänzer. Er war einer der Menschen, die oft und großzügig das Wort *interessant* benutzten und denen ihre Hände beim Sprechen als Erweiterung dienten.

Michael saß in einem Sessel in der Ecke und wirkte leicht grantig. Als ich zu ihm ging, um ihn zu begrüßen, wurden seine Gesichtszüge weicher. »Gute Fahrt gehabt?«, murmelte er und küsste mich auf die Wange. Ich spürte die brennende Neugier, mit der Jenny uns vom anderen Ende des Raums aus beobachtete. Mit dem Gefühl, beurteilt zu werden, ließ ich mich auf einem der alten Sofas neben Tom nieder, der, wie sich herausstellte, Dokumentarfilmer war (so jemand war nie Buchhalter oder Handyverkäufer). Auch er würde bis Ende des Monats hier sein, denn sein Zimmer in Seven Sisters hatte er untervermietet, um Geld für etwas zu sparen, wovon er vage als seinem nächsten Projekt sprach.

»Dann kommt noch Clarissa, und dann Lawrence und wen immer er dieses Jahr mitbringt.«

»Vielleicht bringt er ja eine Frau mit!«, sagte Anna mit gespieltem konspirativem Vergnügen.

»Das bezweifle ich«, brummte Michael, der bis dahin kaum gesprochen hatte. »Er bringt sie nie mit nach Hause.«

»Das stimmt nicht«, sagte Jenny, »eine Zeitlang gab es Lisa. Und was ist mit dem Mädchen, das Fischschmuck machte?«

Innerlich entzückt, nahm ich mir vor, das mit Emma zu teilen.

»Tabby«, seufzte Anna. »Das war nicht von langer Dauer.«

»War das die irrsinnig Reiche?«, fragte Tom.

Ich unterdrückte den Impuls, einen Kommentar loszulassen, und zog im selben Moment unbeabsichtigt Michaels

Blick auf mich. Einen Moment lang hätte ich schwören können, dass er es verstanden und insgeheim denselben Impuls gehabt hatte. Er warf mir ein diskretes verschmitztes Lächeln zu, das ich erwiderte, bevor ich den Blick verlegen wieder auf meinen Schoß sinken ließ.

»Und wie wär's mit Leah?«, rief Anna aus. Ich lachte höflich.

»O Gott, versuch bloß nicht, das arme Mädchen zu verkuppeln«, stöhnte Jenny.

»Schon gar nicht mit Lawrence«, sagte Tom, ehe er zu Michael blickte und verlegen hinterherschob: »Na ja, weißt du ... entschuldige.«

»Keine Sorge, Mikey macht das nichts aus«, sagte Jenny gelassen. »Er war ganz genauso.«

»Was immer das bedeutet«, entgegnete Michael schulterzuckend.

Den ganzen restlichen Abend verlief das Gespräch mehr oder minder in dieser Weise – man veräppelte sich gegenseitig, ließ mich als neu Hinzugekommene aber außen vor; man verfiel in Insiderwitze und alte Geschichten, bis man entweder von Anna oder von Jenny geschickt in ein höfliches Terrain zurückgelotst wurde. Beide Frauen waren gut darin, einem das Gefühl zu geben, man würde alle Anwesenden selbst auch schon ewig kennen und wäre voll im Bilde. Man war unwiderstehlich charmant. Man war offen und witzig und klug und hielt sich für vollkommen normal, als wäre jeder Mensch auf dem Planeten so umwerfend, wie man selbst es war.

Ich hatte meinen Drink als gesellschaftliche Krücke benutzt, und nach ein paar Stunden merkte ich, dass sich ein trüber Schleier auf meine Sinne gelegt hatte. Meine Augenlider schien er verklebt zu haben, und mir fiel wieder ein,

wie wenig ich die Nacht zuvor geschlafen hatte. Ich war erleichtert, als Jenny mit der Bemerkung, sie sei zu alt, um bis spät in die Nacht aufzubleiben, einen allgemeinen schleppenden Aufbruch einleitete.

»Komm und sag mit mir dem Strand gute Nacht.« Tom streckte mir die Hand hin und zog mich von dem Sofa hoch. Mir war bewusst, dass Michael uns beobachtete.

»Er ist ein mürrischer alter Sack«, flüsterte Tom an der Küchentür, »aber ich glaube, irgendwo unter dieser ganzen Menschenfeindlichkeit ist auch ein gewisser Sinn für Humor vergraben.«

»Weißt du«, begann ich, als wir auf die Terrasse hinaustraten, »zu mir ist er sogar ziemlich nett.«

Tom gab ein skeptisches, immerhin halbwegs zustimmendes Geräusch von sich. »Versteh mich nicht falsch. Ich kenne Mick schon mein ganzes Leben; er ist mein Patenonkel. Bei meiner Taufe habe ich auf ihn erbrochen und bei meinem Einundzwanzigsten um ein Haar noch mal. Jedes Jahr hat er mir ein anderes Buch gekauft, das er selbst in dem Alter verschlungen hatte. Da er mir nie besonders viel zu sagen hatte, ist er, um seine Ruhe zu haben, mit mir ins Kino gegangen. Ich war eins dieser Kinder, die Schweigen nicht ertragen konnten. Meine soziale Unbeholfenheit, vor allem in Gegenwart von Erwachsenen, war mir immer schmerzlich bewusst.«

»Mir auch«, stimmte ich sofort zu. »Sogar jetzt noch. In Gegenwart der Eltern von Freunden rede ich so viel Mist, weil ich unbedingt zeigen will, wie eloquent ich bin. Eigentlich mache ich das bei allen Leuten.«

Er hob ein Gewirr aus Brombeerranken über meinen Kopf, um mich durchzulassen. »Hast du Clarissa und Lawrence schon kennengelernt?«

»Clarissa schon.«

»Hmm.« Er lachte. »Sie kann ein bisschen furchterregend sein, aber das liegt nur daran, dass sie eine ziemlich Prinzessin ist. Im Grunde ist sie aber wirklich in Ordnung. Sie markiert nur manchmal die Schulsprecherin.«

»Und was ist mit Lawrence?«

»Er ist witzig. Supercharmant. Allerdings auch ein ziemlich Chaot. Sein Leben ist ein Riesenschlamassel, voller Katastrophen und schrägen Entscheidungen.«

»Hmm«, grummelte ich. »Kenne ich irgendwoher.«

Wir kamen ins Dickicht, und ich atmete den Holzduft ein. Tom benutzte sein Handy als Taschenlampe, wodurch sich um seine rechte Hand ein kleiner bläulicher Lichtfleck bildete. Als wir zwischen den Bäumen hinaustraten, strich mir der Wind übers Gesicht. Seins war blass im Mondlicht, und unter uns konnte ich die wogende marmorne Fläche des Meeres sehen, die kleinen Wellen, die auf den silbernen geschwungenen Strand schlugen. Ich jauchzte vor Freude.

»Jetzt bist du wieder wach«, sagte er.

Ohne ihn zu beachten, zog ich mir die Schuhe aus und rannte los.

Michael

Ich lungerte in der Küche herum, im Glauben, alle seien bereits im Bett, als ich plötzlich Jennys Stimme hörte.

»Michael? Was machst du hier ganz alleine im Dunkeln?« Sie knipste die kleine Klemmleuchte am Bücherregal an, die einen Strahl Bühnenlicht auf meine Ecke des Raumes fallen ließ.

»Rauchen«, sagte ich.

Sie war so nett, das Fehlen jeder Art von Rauchutensilien nicht anzusprechen, vielleicht war ihr die Lüge auch zu egal, um sie zu kommentieren. Sie sah mich einen Augenblick lang an und suchte nach meinem Gesicht, dann hockte sie sich auf den Sessel mir gegenüber. Es war nicht die Art von Sessel, auf der man hocken konnte, sondern einer, in dem man versank; wir nannten ihn den Sessel des Todes. Ihr entschlossener Widerstand dagegen ließ mich glauben, dass sie nicht vorhatte, lange zu bleiben, doch dann ließ sie sich zurücksinken, legte ihre Füße auf den Ofen und stieß einen hörbaren Seufzer aus.

»Was spielst du hier für ein Spiel, Michael?«

Ich gab vor, nicht zu wissen, was sie meinte, und wünschte mir jetzt, ich hätte eine Zigarette zum Festhalten gehabt. Sie drehte ihren Ehering um den Finger, ein Tick, den sie schon fast ein halbes Jahrhundert hindurch kultivierte.

Keiner von uns sprach, und dann schließlich sagte ich: »Ich schreibe wieder«.

Ihr Gesicht blieb regungslos, halb im Schatten verborgen, und ich dachte an all ihre unterschiedlichen Gesichter, die ich je gekannt hatte, alle übereinandergelegt. Kaum wahrnehmbare Zeitschichten, jede für sich ganz und gar einzigartig und doch untereinander identisch und aus demselben Stoff gewebt. Wenn ich von ihr träumte, waren die einzelnen Abschnitte flüssig, und ich konnte die älteren, vergrabenen Schichten wieder hervorholen. Ich versuchte, mich an ihre Haut zu erinnern, als sie so fest gewesen war wie unreifes Obst.

»Ich hatte fast einen Anfall, als sie am Bahnhof ins Auto gestiegen ist«, flüsterte sie und legte sich nervös die Finger an die Lippen, als würde sie rauchen. Vielleicht hätte sie auch gerne eine gehabt. Ihre Muskeln erinnerten sich automatisch an die einst gewohnte Bewegung. »Wie viele Jahre ist das eigentlich her?«, überlegte sie. Sie ließ ihre Hand in ihren Schoß fallen und sah mich direkt an, unnachgiebig. »Ach komm, Mikey. Tu nicht so, als wüsstest du nicht, wovon ich rede.«

Ich erwiderte ihren Blick und sagte noch einmal, mit fester Stimme: »Ich schreibe wieder, seit ich sie getroffen habe.«

Sie schüttelte zweifelnd den Kopf, und als die Stimmen von Tom und Leah, die sich durch den Garten näherten (angetrunken, rennend), das Band des Schweigens durchtrennten, stand sie auf, um den Raum zu verlassen.

»Mach das Licht aus, ja?«, sagte ich, als sie ging.

Ich war schon immer eine Frühaufsteherin gewesen, eine Gewohnheit, die sich durch jahrelange Sieben-Uhr-Schichten im Café noch verstärkt hatte. Ich hatte ein Gefühl von Eigentumsrecht am Morgen und an der Art und Weise, wie diese blassen, reichen und stillen Stunden sich entfalteten – hohl und voller Potenzial. Ihre Rhythmen und Kadenzen gehörten mir. An diesem ersten Sonntag in Saint-Luc wurde ich um halb sechs wach, als schon gezackte Sonnenstrahlen über die weißgetünchten Wände und den Holzboden meines Zimmers fielen. Das Fenster stand weit offen, und die Luft war voll vom Zirpen der Grillen, dem Murmeln der Wellen, die auf den Strand schlugen, und über allem klang das ungleichmäßige Geschrei der Möwen.

Meine Augen fühlten sich noch zu schwer an, um sich ganz zu öffnen, und so blinzelte ich in die Helligkeit des Raums. Als mir klar wurde, wo ich war, fuhr mir ein Schauer der Erregung durch den Körper. Ich erinnerte mich an den kühlen Sand unter meinen Füßen in der letzten Nacht – wie ich Hände voll Salzwasser zum Schmecken an die Lippen geführt hatte. Ich tappte zum Fenster hinüber. Da war es, rollte sich dort unten aus: das Meer.

Um Teewasser aufzusetzen, lief ich hinunter in die Küche. Sonst war niemand wach. Das war ein weiteres Privileg meiner inneren Uhr – Häuser bei Tagesanbruch. Jedes Zuhause nimmt in den makellosen frühen Morgenstunden

einen völlig anderen und einzigartigen Charakter an. Der Geruch ist anders; die Art, wie Licht durch Fenster und offene Türen scheint; wie Räume und Gegenstände miteinander interagieren; wie Staub sich auf Oberflächen niederlässt. Ich machte mir eine Kanne Tee und ging hinaus auf die Terrasse, um zu lesen. Für Stunden würde niemand sonst auftauchen.

Kurz vor acht jedoch hörte ich aus der Küche das unmissverständliche Klappern von Leben, und bald darauf hatte ich den unverwechselbaren Duft von Kaffee in der Nase. Dann erschien Michael in der Tür – zunächst eine Silhouette, die zu einem konkreten Menschen wurde, als er in das Sonnenlicht hinaustrat, das sich auf den Steinplatten sammelte.

»Scheiße«, murmelte er vor sich hin.

»Tut mir leid«, sagte ich automatisch.

»Nein, nein, keine Sorge, hat nichts mit dir zu tun. Es ist nur«, er hielt eine Zigarette hoch, »das. Normalerweise ist um diese Zeit niemand wach. Anna denkt, ich hätte schon vor Jahren aufgehört.«

Er ließ sich in den Liegestuhl neben mir fallen und streckte die Hand nach unten, um auf den Platten ein Streichholz anzuzünden. »Du darfst es niemandem erzählen.«

»Ich werde es mit ins Grab nehmen«, sagte ich in gespieltem Ernst.

Seufzend lehnte er sich zurück und zog tief an seiner Zigarette, während er sich zum Schutz vor der Sonne einen Arm über die Augen hielt. So entspannt hatte ich ihn noch nie gesehen. Er ließ die Arme schlaff zur Seite fallen und schloss die Augen. Keiner von uns sagte ein Wort. Es kam mir nicht angemessen vor. Als er fertig geraucht hatte, drückte er den Stummel auf dem Terrassenboden aus, ent-

fernte akribisch die Asche und ließ alles zusammen in einer Chipstüte verschwinden, die er sich vom Tisch geschnappt hatte. Er drehte sich um und sah mir auf seine verunsichernde Weise direkt ins Gesicht, schüttelte dann den Kopf und wandte den Blick ab.

»Also«, sagte er, »was denkst du?«

»Worüber?«

»Na ja, über all das hier.« Er machte eine unbestimmte Geste, von der ich annahm, dass sie unserer Umgebung galt. Ich ließ die entsprechenden schwärmerischen Geräusche vernehmen.

»Von Yorkshire ist das sicherlich weit entfernt«, sagte er.

»Geographisch gesprochen?«, murmelte ich verlegen.

Er grinste. »Ich bin nämlich nicht so aufgewachsen wie meine Kinder.«

Ich hatte die sehr vage Empfindung, dass er seinen Akzent gezielt einsetzte, und fragte mich, was er zu beweisen versuchte. Wir unterhielten uns eine Weile, und ich dachte noch einmal an das, was Tom in der Nacht zuvor über ihn gesagt hatte. Es stimmte, mir gegenüber war er anders. Ich hatte erlebt, wie er in Gegenwart seiner Tochter in verdrossenes Schweigen verfiel; oder im Umgang mit seiner immer auf Wirkung bedachten Frau eine Gleichgültigkeit an den Tag legte, die schon an Verachtung grenzte. Ich hatte mit angehört, wie er unerwünschte Anrufe entgegennahm und es schaffte, selbst seinem steifen und begrenzten Französisch noch Zorn zu entringen. Bei mir dagegen war er fast nachsichtig. Er behandelte mich wie eine Verbündete.

Nach dem Frühstück wurde beschlossen, dass Tom und ich einen Ausflug in den Ort machen und Brot und Gemüse kaufen sollten.

»Ist denn sonntags nicht alles zu?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Nicht die *boulangerie*«, sagte Jenny. »Und in einer Haltebucht steht ein Mann mit seinem Renault und verkauft aus dem Kofferraum Obst und Gemüse. Ich will heute Abend eine große Ratatouille machen, und wir haben keine einzige Zucchini mehr.«

Da sich alle so einhellig dafür aussprachen, dass ich das Dorf kennenlernen sollte, brachte ich es nicht übers Herz, zuzugeben, dass ich am liebsten nackt am Strand liegen wollte, bis die Mittelmeersonne alle noch verbliebenen Spuren von Paris aus mir herausgebleicht hatte.

Als wir den kleinen Platz betraten, kamen gerade die alten Einwohner aus der Kirche, und mit einem Mal war überall Geplapper und Aktivität. Abgesehen von einer Familie von ernsten, langgliedrigen Belgiern, die in Shorts mit vielen Taschen und robusten Sandalen steckten, mussten die Saisonbesucher es wohl erst noch vor die Tür schaffen. Bei Tag war das Dorf ausgesprochen hübsch, und in der Schlange vor der Bäckerei empfand ich es als angenehm, dass sich der warme Sonnenschein nach und nach in meinem dunklen Haar verfing. Während Tom redete, beobachtete ich, wie die älteren Einheimischen schnauften und sich die gebräunten lederen Gesichter vor Vergnügen in unzählige Falten legten. Die Leute sprachen mit Akzenten, die ich nur mit Mühe und Not verstand, und wenn die Unterhaltung stockte, musterten sie uns mit unverhohlener Neugier.

Nachdem das Brot gekauft war, beschlossen wir, auf der Terrasse des Le Bastringue einen Kaffee zu trinken. Kaum hatte ich mich auf dem Rattanstuhl niedergelassen, befiel mich ein lange vergessenes Gefühl, eins, das meine dörfliche Jugend geprägt hatte: die merkwürdige, schockartige

Erschütterung, wenn man andere junge Leute sah, die man noch nicht kannte; das spannende, wunderbare Potenzial eines Fremden. Davon gab es hier drei, die mit dekadenter und selbstbewusster Lockerheit um einen Tisch herumhingen. Die Beine weit auseinandergestellt, die Hände hinter entspannt zurückgeneigten Köpfen verschränkt und Zigaretten, die lose aus Mundwinkeln hingen. Ich versuchte, sie nicht dabei zu beobachten, wie sie mich beobachteten. Tom nahm ihre Anwesenheit gar nicht wahr.

»Die Sache ist nämlich die«, sagte er gerade, »ich kann einfach nicht glauben, dass sie ein Tory ist. Sie war doch immer so besonnen gewesen. Jetzt bumst sie wahrscheinlich Boris Johnson. Oh – *un allongé, s'il vous plaît*«, fügte er hinzu, als der Kellner an uns vorbei hastete.

»Pareil«, murmelte ich. Gegenüber von mir nahm einer der jungen Männer seine Sonnenbrille ab und warf mir ein gewinnendes Lächeln zu.

»Ça va?«

»Ça va«, antwortete ich und lächelte zurück. Tom drehte sich rasch um und bedachte die drei mit einem kurzen (und ungebetenen) Kopfnicken. »Hah«, bemerkte er, »Franzosen.«

»In dem Interview hat sie nie ausdrücklich gesagt, dass sie eine Konservative ist ...« Ich verstummte mitten im Satz, während ich den Fremden beobachtete, der immer noch offen in meine Richtung lächelte. Am Tisch fing Toms Handy an, wie verrückt zu vibrieren. »Oh, verdammter Mist, das ist mein Toningenieur. Sekunde mal.«

Ich nutzte die Gelegenheit, um den Blickkontakt mit meinem attraktiven Nachbarn wiederherzustellen.

»Dylan, ich verstehe kein Wort«, brüllte Tom wie mein Vater am Telefon. »Der Empfang hier ist bescheiden ... Ja, ich bin immer noch in diesem kleinen Ort ... Hier, warte mal

kurz.« Die Hand auf dem Mikrophon seines Smartphones, blickte er entschuldigend zu mir.

»Das ist ziemlich wichtig. Ich muss wohl versuchen, hier irgendwo besseren Empfang zu bekommen – dauert nicht lang. Tut mir leid.« Auf unelegante Weise hechtete er über die Stühle und nahm beinahe einen mit. Er war kaum außer Hörweite, als mein neuer Freund zu mir herüber rief.

»Alors, c'est ton mec?«

Ich spielte die Entrüstete und antwortete, Tom sei nicht mein Freund, eine Auskunft, die ihn dazu veranlasste, über die Gruppe von Tischen zu steigen (was er wesentlich souveräner bewerkstelligte als Tom) und dessen Platz einzunehmen.

»Américaine?«, fragte er.

»Anglaise«, erwiderte ich automatisch.

»Jérôme«, sagte er und, auf seine Freunde zeigend: »Camille, Nico.«

»Leah.«

»Wohnst du in Saint-Luc?«

»Unmittelbar außerhalb«, sagte ich. »Ich arbeite für eine englische Familie.«

»Ah, ja – der Schriftsteller. Aber du sprichst Französisch.«

»Ich lebe in Paris.«

Er nickte begeistert. »*Ça s'entend*«, sagte er. »Ich lebe jetzt in Marseille, bin aber hier aufgewachsen. Deshalb kenne ich deinen Schriftsteller. Er kommt jeden Sommer her, und hier kennt jeder jeden.«

Ich nickte wissend. »Ich komme auch aus einem Dorf.«

»Und was machst du in Paris?«

»Das Erwachsenenleben vermeiden.«

Er lachte. »*Moi aussi un peu*.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Ich bin Musiker, aber ich arbeite in einer Bar.«

So lief das bei den Jungs immer. Sie bezeichneten sich selbst unverfroren als Künstler statt als Amateure.

»Je peux te piquer une clope, s'il te plaît?«, fragte ich.

Er schnippte eine Zigarette aus seiner Hemdtasche und zündete sie an, während ich sie mir an die Lippen hielt. Seine Augen waren dunkel, fast schwarz, und seine Nase schien direkt von einer römischen Münze zu stammen.

»Ich bin noch ein paar Tage in Saint-Luc«, sagte er. »Wir sollten was zusammen machen. Ich kann dir die Sehenswürdigkeiten zeigen.«

»Ich hab gehört, dass es einen sehr beeindruckenden Carrefour gibt?«

»Ah, *merde*, dann warst du also schon im Touri-Büro?«

Ich lachte.

»Nein, Scherz. Bei meinen Eltern zu Hause gibt's morgen Abend einen *apéro*. Du solltest kommen.«

Neben dem Zeitungskiosk konnte ich Tom wild gestikulieren sehen.

»Gerne«, sagte ich.

Wieder warf Jérôme mir ein Lächeln zu – eine Reihe weißer Zähne und eine dieser breiten Unterlippen, die mich, als ich gerade nach Frankreich gezogen war, regelmäßig zum Schmelzen gebracht hatten. »Was machst du heute Nachmittag?«

Gegen siebzehn Uhr kam ich zum Haus zurück, nachdem ich den Nachmittag mit den drei Jungs verbracht hatte. Tom hatte noch auf der Terrasse mit uns zu Mittag gegessen, was sich durch sein sehr begrenztes Französisch und das sehr begrenzte Englisch der Jungs ein bisschen schwierig gestaltet hatte, auch wenn er ein bemerkenswertes Talent für die Verständigung mit den Händen besaß. Als er ging, beharrte

er darauf, dass ich noch blieb. »Niemand wird dich für unhöflich halten«, sagte er. »Schließlich bist du noch den ganzen Monat da.«

Zwei Stunden vertrödelten wir an Ort und Stelle, bis am Ende beschlossen wurde, zum Strand hinunterzugehen, wo wir in den Dünen lagen, rauchten und House hörten, wobei die Musik aus dem blechern klingenden Lautsprecher des Handys von einem der drei kam. »Das ist einer meiner Mixes«, erklärte mir Jérôme, augenfällig rot vor Stolz, aber coole Lässigkeit vortäuschend.

Obwohl ich manchmal das Gefühl hatte, die letzten fünf Jahre nichts anderes getan zu haben, als Jungs zu ihren Mixes zu gratulieren, antwortete ich mit echter Begeisterung: »Dieser Teil gefällt mir. Ist der arabisch?«, merkte aber erst, als die Worte meinen Mund verlassen hatten, wie hoffnungslos simpel ich klang.

Meine Verlegenheit nahm er offenbar gar nicht wahr. »Meine Mum ist Algerierin«, sagte er. »Das ist ein Sample von einer Schallplatte, die meine Großeltern immer gespielt haben, als ich noch klein war.«

Den ganzen Nachmittag über versuchte er immer wieder, Situationen so zu arrangieren, dass wir beide allein sein würden, und jedes Mal machten seine Freunde ihm einen Strich durch die Rechnung. Ich erbarmte mich und bat ihn schließlich, mich zum Haus zurückzubegleiten. Er ging mit mir bis auf die Hügelkuppe am oberen Ende der Einfahrt, und für den Rest des Abends behielt ich ein Bild seines hübschen Gesichts im Kopf, eingeblendet in das gelbstichige Blau des Himmels und die grünen und gelben Pinselstriche der Pinien und des hohen trockenen Grases. Als er mir die *bises* gab, blieb seine Hand für einen Moment auf meinem Rücken liegen.

Auf der Terrasse traf ich auf Jenny, die, das Haar auf dem Kopf zusammengebunden, professionell aussehende Gartenhandschuhe trug und eine Gartenschere schwang.

»Guten Tag!«, sang sie auf Deutsch, und dann, den Blick von ihrem Haufen welken Unkrauts hebend: »Ich habe gehört, du hast dich als Hosenjägerin betätigt.«

Ich nahm mir vor, diesen Ausdruck wiederzuverwenden, und erzählte ihr ohne zu zögern, dass ich tatsächlich einen sehr hübschen Jungen kennengelernt hätte.

»Oh, *gut*«, sagte sie genüsslich.

»Kann ich dir helfen?«, fragte ich, auf die Haufen spröder brauner Pflanzenteile deutend.

»Bist du Gärtnerin?«

»Ich bin ein Mädchen vom Land!«, sagte ich, in der Hoffnung, der Stolz möge von dieser Frage ablenken.

»Wir haben nur ein Paar Handschuhe. Wie man sich schon denken kann, sind weder Anna noch Michael große Freunde der Gartenarbeit.«

Also wurde ich in den Garten geschickt, um Rosmarin, Thymian und Lorbeerblätter zu pflücken. Der Nachmittag war erfüllt vom Rasseln der Insekten, und der Duft des Majorans schwängerte die Luft, als ich ihn unter den Füßen zerquetschte – der Boden war voll davon, der Majoran wuchs hier überall wild auf dem Rasen. Feine Netze von wildem Fenchel machten sich in den Terrakottakübeln mit Geranien und dem pikanten Zitronenthymian breit. Die Hände voller Kräuter ging ich zu Jenny zurück, die inzwischen am Tisch Gemüse schnitt. Mich ließ sie die Auberginen würfeln.

»Hmm, ich glaube, du wirst diesen Monat eine prima Souschefin abgeben«, sagte sie und schnappte sich ein Stück glänzende rote Paprika vom Brett.

»Bist du denn die Einzige, die hier kocht?«

»Das ist ja mehr oder weniger mein Job.«

»Du bist Küchenchefin?«

»Gastrojournalistin.«

»Das ist ja cool«, schwärmte ich. Ihre Entwicklung zu meinem absoluten Idol war jetzt abgeschlossen. »Wie bist du da gelandet?«

»Ich war so was wie das schwarze Schaf in meiner ziemlich leistungsorientierten Familie. Ich hab mein Studium in Oxford abgebrochen, weil ich einfach keine Lust mehr darauf hatte, und dann hatte ich keinen Schimmer, was ich mit meinem Leben anfangen könnte. Einer meiner älteren Brüder arbeitete bei der BBC, und so habe ich schließlich meine Unterlagen hingeschickt und eine Zeitlang dort gearbeitet.«

Weitere Goldnuggets zum Verschicken an Emma, dachte ich.

»Wie auch immer, nachdem ich eine Weile mit dem Abheften von Sachen im Fegefeuer zugebracht hatte, wurde ich wie erwartet in die *Woman's Hour* gesteckt, wo wir immer kleine Kochbeiträge brachten, und Essen wurde quasi zu meinem Fachgebiet – vor allem die italienische Küche, die damals ziemlich in war.«

Ich nickte heftig.

»Da hat vermutlich alles angefangen. Meine Eltern waren schrecklich enttäuscht, auch wenn ich die verwöhnte Jüngste war. Sie waren beide so *ernste* Menschen. Mamá war Spanierin, und sie lernten sich kennen, als mein Vater mit der Internationalen Brigade nach Spanien kam. Mein ältester Bruder wurde am Ende Kriegsberichterstatte; der andere ist in die Politik gegangen. Meine Schwester ist in die Staaten gezogen und in der akademischen Welt gelandet.« Sie zuckte die Schultern. »Und dann war da noch ich, Klein-Jenny, mit ihrer Radiosendung über Tomaten.«

»Mein Bruder und meine Schwester sind zum Glück völlig normal«, sagte ich. »Für meine Eltern ist das Leben im Ausland alleine schon eine respektable Leistung.«

»Nun, für mich ging es dann doch noch etwas bergauf. Ich habe Bryan kennengelernt, der ein totaler Hippie war. Frisch von der Kunstakademie – ein Keramiker. Meine salonkommunistischen Eltern waren begeistert. Für sie war es eine klare Sache, dass er sich gegen die schönen Künste und für ein Leben als Handwerker entschieden hatte. Am Ende entsprachen wir absolut den Klischees unserer Generation. Ich bin für eine Weile vollständig aus diesem ganzen Karriereding ausgestiegen. Wir sind viel gereist, haben viel gegessen, und die ganze Zeit habe ich darüber geschrieben. Als ich dann schwanger war, hat sich das alles zu einem großen Ganzen gefügt.« Sie wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. »Und daraus wurde mein erstes Buch.«

Erst jetzt wurde mir ihre Identität bewusst, und ich realisierte, dass ich als chronisch gelangweilter Teenie jeden Sonntag ihre Zeitungskolumne gelesen hatte. Mein Kopf fing unwillkürlich an, all die Bilder abzurufen, die ich an endlos langen, leeren Nachmittagen auf dem Boden unseres Wohnzimmers liegend erfunden und im Kopf abgespeichert hatte. Gesichtlose Frau (war sie wirklich gesichtslos gewesen? Bestimmt hatte ich auch für sie in meiner Phantasie ein Gesicht entworfen, so wie für Tausende von Figuren in all den Romanen, die ich je gelesen hatte), die am Strand einer entlegenen griechischen Insel Fisch grillt oder sich auf verlassenen Parkplätzen in Hackney Wick mit Guerrilla-Imkern trifft.

Ich tat, als wüsste ich davon nichts, und zerschnitt weiter das feste, fette Fleisch der Aubergine.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück nahm Michael mich mit in den Schuppen ganz unten im Garten, den er als sein Arbeitszimmer in Beschlag genommen hatte. Für mich rochen Schuppen für gewöhnlich nach Benzin, Sägemehl und Schweiß und waren zugehängt mit vollbusigen Bräuten, die ihre zerrissenen Karohemden fast sprengten und rittlings auf Motorrädern saßen oder Kettensägen schwingen (entsprechend fragwürdig war mein nachhaltig prägendes Schönheitsideal gewesen). Das hier war ganz eindeutig kein Schuppen. Jemand hatte die Fassade irgendwann in britischem Renngrün gestrichen, und die Fenster waren ebenfalls grünlich gefärbt. Drinnen war es kühl und muffig, und mit der Weinflaschentönung vermittelte der Raum mir ein merkwürdig wogendes Gefühl, so als würde ich buchstäblich in das Gedächtnis einer Person eintreten. Der Schreibtisch, eine lange, auf Böcken liegende Platte, erstreckte sich über eine ganze Wand und war ein einziges Chaos: Stapel aus Papier und Notizbüchern; Zeitungsausschnitte und Post-its, die in rostige alte Tee- und sonnengebleichte Pralinen Dosen gestopft worden waren, Nippes, Postkarten und Fotos mit sich einrollenden Kanten. Insgeheim freute ich mich über den Anblick einer alten Tragetüte von Woolworth, die gleichsam auf direktem Weg aus meiner Kindheit hierher gelangt war.

»Ich bin ein Sammler«, bemerkte Michael. Er hatte mir jetzt den Rücken zugewandt und fuhrwerkte mit einem störischen Feuerzeug, einem Campingkocher und einem Wasserkessel herum. »Tee?«

»Ja, bitte.«

Nachdem er es schließlich geschafft hatte, die Flamme zu entzünden, drehte er zwei alte Weinkisten um und forderte mich mit einer Handbewegung auf, mich auf eine zu setzen.

Seufzend rang er die Hände. Er kaute jetzt an den Fingernägeln. »Ich schreibe hier drinnen, so bin ich den größten Teil des Tages allein. Wenn du mich wirklich brauchst, kannst du reinkommen und mich unterbrechen.«

»Okay«, sagte ich.

Er setzte sich auf die andere Kiste. »Also, neben dem, was du bisher schon gemacht hast – Verwaltungskram, lesen, E-Mails schreiben –, glaube ich, dass wir inzwischen eine so gute Beziehung entwickelt haben, dass du mit dem nächsten Projekt anfangen kannst. Offen gesagt, Leah, du wirst mich für verrückt halten. Mein Verleger hält mich für verrückt. Meine Frau hält mich für verrückt. Meine Kinder halten mich für verrückt ... Nicht verrückt im Sinne eines kreativen Genies, sondern im Sinne des alten Mannes, der durchdreht. Ich kenne dich kaum und bewege mich hier mit einem großen Vorschuss an Vertrauen. Vertrauen und ... Gefühl.« Bei dem Wort schauderte es ihn merklich, so als wäre es für seinen Mund zu groß. »Vertrauen und Gefühl. Konzepte, die ich normalerweise meide.«

In der gegenüberliegenden Ecke standen gestapelte Pappkartons. Er zeigte darauf. »Diese Kartons sind mein Leben zwischen 1968 und 1970. Das ist Zeug, das nie das Licht der Welt erblickt hat. Das meiste davon ist sehr privat – quälend privat; vieles ist vermutlich völliger Schrott. Ich möchte, dass du es chronologisch ordnest, dann liest und alles abtippst.«

»Okay«, sagte ich wieder.

»Am Ende des Monats wirst du mich – oder den, der ich war – ziemlich gut kennen. Ich hoffe, du wirst nicht über mich richten, und, unnötig zu sagen, deine Diskretion setze ich voraus.«

»Selbstverständlich.«

Er seufzte. »Betrachte das, was du liest, als wäre es Prosa. Letztlich ist ein Tagebuch ja genau das.«

Das schrille Pfeifen des Wasserkessels zerriss die Luft, und er stand auf, um den Tee zuzubereiten.

Ich beschloss, die Kartons in mein kleines Zimmer hinaufzuschleppen. Erst als ich sie absetzte, wurde mir bewusst, wie ihr ganzes Gewicht meinen geborgten intimen Raum einnahm. Insgesamt gab es drei Kartons, und die ersten fünf Minuten brachte ich es nicht einmal fertig, sie aufzumachen, sondern saß nur auf dem Boden und betrachtete sie, als erwartete ich eine spontane Selbstentzündung. Ich schickte Emma eine Nachricht.

Er hat mich tatsächlich eingestellt, um seine Tagebücher zu lesen.

Ich versteh diesen Mann nicht, antwortete sie. Hat er noch nichts von Digitalisierung gehört? Was noch wichtiger ist: Bist du überhaupt qualifiziert dafür?

Und dann:

Mit »dafür« meine ich: qualifiziert, seine Psychiaterin zu sein.

Es fühlt sich echt ein bisschen so an, als würde er sich vor mir nackt machen – als wäre das das literarische Pendant zu diesen perversen alten Männern, die in der Métro ihren Pimmel auspacken.

OMG, er ist ein Hirn-Exhibitionist!!!, antwortete sie und schickte einen Strom aus Auberginen-Emojis hinterher.

Allen Mut zusammennehmend, zog ich das Kreppband von dem ersten Karton und atmete den Geruch des Alters ein. Jeder Karton war voll mit identischen dunkelblauen Notizbüchern, jedes Notizbuch wiederum voll mit Michaels eleganter schwarzer Handschrift. Ich schlug eins der Ta-

gebücher an irgendeiner Stelle auf und las ein paar Zeilen.

... totaler Scheißkater im Senate House nicht besser dadurch, dass J auftauchte und mich zum Mittagessen mit seiner Mutter rausschleppte, die sich offenbar die Anwesenheit seines »schlaksigen nordenglischen Freundes« gewünscht hatte. Als Beweis dafür, dass Alkoholismus erblich ist, leerte Mrs Gresford fast zwei Flaschen Gin und ermunterte uns, dasselbe zu tun. Ernsthafte alte Säuerferin im Landhausstil: Pferdegesicht, ständiges Einflechten berühmter Persönlichkeiten, die sie angeblich kennt, ein Talent, Gin Tonics auf wundersame Weise verschwinden zu lassen ... versauter Humor ... Bis wir beim Dessert angelangt waren, beunruhigend attraktiv ...

Das Haus von Jérômes Eltern war rund eine Dreiviertelstunde Fußmarsch von dem der Youngs entfernt. Den Rest des Tages hatte ich, auf dem Boden meines Zimmers ausgestreckt, damit zugebracht, alle Notizbücher der Reihe nach aufzuschlagen, sie anhand des Datums des ersten Eintrags nach Jahren zu stapeln und dabei ganz bewusst zu versuchen, nichts davon zu lesen, was sich allerdings schwierig gestaltet, wenn auf jeder zweiten Seite Sätze auftauchen wie: »Wie eine Priesterin, die die heilige Kommunion austeilte, legte Kathy mir die kleine LSD-Tablette unter die Zunge.« Ich war froh, als Michael nicht zum Mittagessen zu uns auf die Terrasse kam. Wenn er der Exhibitionist im beigen Trenchcoat war, dann war ich eher begierige Voyeurin als verstörtes Opfer.

Ich hielt inne, als ich Jennys Stimme aus dem Garten mit der Bitte um Hydrierung hörte.

»Irgendwo auf der Welt ist es jetzt achtzehn Uhr, Bryan!«

Nach meiner Uhr war es halb sechs. Ich ging zum Schwimmen an den Strand und gesellte mich danach auf einen kurzen Pastis zu den anderen. Von Michael war immer noch nichts zu sehen. Um sieben machte ich mich auf den Weg zu dem *apéro*.

Das Haus war einer von mehreren niedrigen braungelben Bungalows etwa anderthalb Kilometer außerhalb von Saint-Luc, jeder mit einem schrägen Terrakottadach und, um das Gefühl von Abgeschiedenheit zu vermitteln, einem Ring dichter grüner Vegetation versehen. Das Haus von Jérômes Eltern stand am oberen Ende einer staubigen und mit braunen Piniennadeln übersäten Einfahrt. Davor parkte ein klapppriger roter Renault, auf dessen rostender Motorhaube eine dicke rote Katze lümmelte und in der Abendsonne briet. Ich kraulte ihr den orangeroten Bauch. Aus dem Garten hörte ich schallendes Gelächter und das zyklische Kichern einer Bassline. Die Katze ließ sich herab, ein Reptilienauge zu öffnen, schien kurz irgendeine Art von Bewegung zu erwägen und besann sich dann eines Besseren. Für einen Moment fühlte ich mich der Kreatur zutiefst verbunden.

Insgesamt waren fünf Leute da: Jérôme, Camille, Nico und zwei Mädchen, die mir als Alice und Elisa vorgestellt wurden und nach jahrelanger Erfahrung mit *parisiennes* so warmherzig und freundlich erschienen, dass ich eine ganze Zeitlang ihre herzlichen Begrüßungen und ihr offensichtliches Interesse an mir für eine Art bizarren, sadistischen Scherz hielt.

»Dein Französisch ist so gut!«, stieß Elisa hervor.

Seit meinem achtzehnten Lebensjahr war ich von Leuten umgeben gewesen, für die es selbstverständlich war, eine zweite Sprache zu beherrschen. Als ich damals nach London

gezogen war, hatte ich gewaltigen Respekt vor all diesen jungen Leuten, die so spielend zwischen mehreren Sprachen hin und her sprangen. Ich erinnerte mich, wie ich mühsam eine Grimasse unterdrücken musste, als ein Freund, der eine internationale Schule besucht hatte und sich selbst als »Weltbürger« bezeichnete, sagte: »Gott, ich finde es so gönnerhaft, wenn Engländer mir ein Kompliment für mein Englisch machen. Glauben die denn vielleicht, wir wären alle so dumm, dass wir ihre Sprache nicht lernen könnten, oder was?«

»Ich lebe jetzt schon eine Weile in Frankreich«, sagte ich verlegen.

Die fünf hatten ihre Plätze kunstvoll um den Pool herum arrangiert, und die Farben der Szenerie – das Türkis des Wassers wie bei David Hockney, die satte Terrakottafarbe der Fliesen, die kräftigen Töne der Bougainvilleablüten und der leuchtende, glühbirnenartige Schimmer der Pasticflasche auf dem niedrigen Tisch – schienen mit besonders viel Pigment angereichert. Jérôme gab mir ein kleines Glas Ricard.

»Weißt du, dass dein Schriftsteller in Saint-Luc so was wie eine Legende ist?«, begann Alice.

»Tatsächlich?«

»Ja, aber hier eine Legende zu sein ist nicht schwer«, meinte Camille.

Sie waren alle aus Saint-Luc weg und in größere Städte gegangen – Lyon, Montpellier, Nîmes. Die fünf kannten sich seit ihrer Kindheit, aber statt in alte Anekdoten und Insiderwitze zu verfallen, richteten sie ihre volle Aufmerksamkeit auf mich. Sie sprachen über Schüleraustausche mit Manchester und Folkestone (Letzteres war besonders in Erinnerung geblieben wegen einer barbarischen Familie, die sich

ausschließlich von *sandwichs aux frites* zu ernähren schien). Sie stellten mir Fragen über London und schimpften mit großem Vergnügen über Paris, erkundigten sich aber vor allem nach den Youngs.

»Sind die Kinder auch da?«, fragte Elisa gespannt.

»Noch nicht«, sagte ich, »aber sie werden beide irgendwann auftauchen.«

»Als wir jugendlich waren, kamen sie uns so schick und extravagant vor. Sie sind jeden Sommer mit Freunden aus London hier aufgekreuzt, und die erste Woche sind wir quasi um sie herum getanzt. Bis jemand ...«

»Immer ich«, unterbrach Camille.

»*C'est clair* – bis Camille sie zu einer Party bei jemandem in der größeren Stadt, wo wir alle zur Schule gegangen sind, einlud. Warst du nicht richtig scharf auf die Schwester, Nico?«

»Sie war meine erste große Liebe«, seufzte er, »aber alles, was ich zu ihr sagen konnte, war: ›Ich spiele gerne Fußball im Park und meine Lieblingsband sind die Kooks.«

»Und dann kam dieser eine Sommer, als wir vielleicht fünfzehn, sechzehn waren«, machte Alice weiter, »als sie – wie heißt sie noch mal? Claire?«

»Clarissa«, ergänzte ich.

»Clarissa, genau. Also, sie und ihre Freundin kamen mit uns zu dieser Party, und Nico hat sich richtig reingehängt ...«

»Damals waren meine sprachlichen Fähigkeiten so weit gediehen, dass ich über Drogenmissbrauch, Filme und die jeweiligen Vorzüge verschiedener erneuerbarer Energien diskutieren konnte. Danke, Highschoolbildung!«

»Nico hatte also wirklich sein Bestes gegeben«, fuhr Alice fort, »als dieses totale Arschloch aus der Klasse über uns, der gerade ein Jahr in Idaho verbracht hatte, oder in irgend-

einem Drecksloch im wahren *trou du cul* von Amerika, am Arsch der Welt ...«

»... hereingerauscht kam und sie mir vor der Nase weggeschnappt hat! Alles nur, weil er imstande war, vernünftig mit ihr zu kommunizieren. Idiot.«

»Und danach haben wir sie eigentlich nie mehr gesehen«, schloss Elisa. »Vermutlich hatten sie Besseres zu tun, als in irgendeinem Kaff mit ihren Eltern herumzuhängen, nehme ich an.«

»Obwohl Nico sich natürlich den ganzen Sommer danach mit der wilden Phantasie herumgeschlagen hat, dass Clarissa ganz in der Nähe mit dem Idaho-Typen Liebesakte zelebriert, die er selbst sich nicht einmal in seinem versauerten Teeniehirn ausmalen konnte«, sagte Jérôme.

»Fick dich!«, gab Nico in gespielter Empörung zurück. »Für das Mädchen hab ich die Vergangenheitsform gelernt.«

Zwei Stunden lang hingen wir am Pool herum und tranken ziemlich ununterbrochen. Ich hatte vergessen, mit welcher gefährlichen Leichtigkeit das flaumweiche Anisaroma des Pastis einem die Kehle hinabrinnt, bis man beschließt aufzustehen und merkt, dass man sturzbesoffen ist. Es war aber die beste Art von Zechgelage; die Art, bei der ich mich von dieser neuen, schillernden Gruppe von Menschen vollkommen akzeptiert fühlte und mich dabei ertappte, wie ich laut und ungezwungen redete und den Lautsprechern befahl, mehrmals »La Isla Bonita« zu spielen, während ich verkündete, das sei der *beste Popsong aller Zeiten*, und hingebungsvoll tanzte. Schließlich ließ der Überschwang bei allen etwas nach, und es ging langsam andeutungsweise ums Nachhausegehen. Ich machte mich mit Alice auf den Weg, deren Mutter in der groben Richtung von Michaels und Annas Haus wohnte. Als wir uns trennten, sagte sie zu mir:

»Weißt du, Jérôme ist ein richtig guter Typ.«

»Ça se voit«, sagte ich, bemüht, ebenso freundlich wie unverbindlich zu klingen, und nachdem ich ihr die *bises* gegeben hatte, verschwand ich in der dichten Pinienwand.